

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1905

158 (11.7.1905)

Der Volksfreund

Tageszeitung für das werktätige Volk Badens.

Abgabe täglich mit Ausnahme Sonntags und der gesetzlichen Feiertage. —
Abonnementpreis: ins Haus durch Träger zugestellt, monatlich 70 Pfg.,
vierteljährlich 2.10. In der Expedition und den Abgaben abgeholt, monatlich
60 Pfg. Bei der Post bestellt und dort abgeholt 2.10, durch den Briefträger
ins Haus gebracht 2.20 vierteljährlich.

Redaktion und Expedition:
Zeilstraße 24.
Telefon: Nr. 138. — Postfach: Nr. 5144.
Sprechstunden der Redaktion: 12—1 Uhr mittags.
Redaktionsbesprechung: 1/2 10 Uhr vormittags.

Inserate: die einspaltige, kleine Zeile, oder deren Raum 20 Pfg. Total-Inserate
billiger. Bei größeren Aufträgen Rabatt. — Schluss der Annahme von In-
seraten für nächste Nummer vormittags 1/9 Uhr. Spätere Inserate müssen
tags zuvor, spätestens 3 Uhr nachmittags, aufgegeben sein. — Geschäftsstunden
der Expedition: vormittags 1/8—1 Uhr und nachmittags von 2—1/2 Uhr.

Nr. 158.

Karlsruhe, Dienstag den 11. Juli 1905.

25. Jahrgang.

Ein Schwabenstreich.

Es ist erreicht! Der „liberale Musterstaat“ läßt sich seinen „Stimm“, durch blamable Polizeimaßnahmen gegenüber der Sozialdemokratie sich lächerlich zu machen, durch das freudvolle Freuen nicht vermindert. Was fürst Wilow fertig bringt, kann Dr. Karl Schenk, Minister des Innern in Großherzogtum Baden, noch allemal. Noch spricht alle Welt von der Mißhandlung, die fürst Wilow sich selbst und dem deutschen Reich durch das Verbot gegen das Auftreten unseres Genossen Jaures in Berlin zugefügt hat und schon wieder haben die Zeitungen aller Nationen neuen Stoff, um sich über die preußisch-deutschen „Anstaltszustände“ lustig zu machen.

In demselben Sonntag, an welchem Jaures in Berlin über die Sozialdemokratie und den Weltfrieden — ein äußerst „gefährliches“ Thema — sprechen sollte, fand in Konstanz eine internationale Zusammenkunft von Sozialdemokraten statt, bei welcher neben unsern Genossen Vebel noch die Genossen Dr. Viktor Adler-Wien, Nationalrat Greulich-Jülich und der Deputierte Caprini aus Rom als Redner vorgetreten waren. Eine willkommene Gelegenheit, sich als willfährigen Handlanger der preussischen Zensur zu zeigen, gab es für die badische Regierung nicht.

Juchend wurde den ausländischen Rednern verboten, über deutsche Politik zu sprechen. Die deutsche Politik zu verpötern und vor aller Welt lächerlich zu machen, betradeten die deutschen Staatsmänner als ihr ureigenes Recht. Das Verbot, über deutsche Politik zu reden, war natürlich gleichbedeutend mit dem Redeverbot überhaupt, denn kein Sozialdemokrat läßt sich einen so unwürdigen Maulkorb umhängen, wie ihn die badische Regierung unsern fremdländischen Genossen anlegen wollte. Daß dieser Maulkorb seinen Zweck nicht erreichen konnte, daran dachte eine „weisse“ badische Regierung in ihrer Angst und Verwirrung natürlich nicht. Fünf Minuten entfernt von dem Orte, wo in Konstanz die Zusammenkunft stattfand, befindet sich die Schweizergrenze. Dort hinüber gingen die „freien“ deutschen Männer mit ihren ausländischen Gesinnungsgenossen, um die Neben, die in Baden als „staatsgefährlich“ verboten waren, anzuhören. Die Schweiz ist immer noch ein freies, gastliches Land. Was unsern preussisch-deutschen Staatsmännern im Westen- und Ostpreußen nicht gelungen ist, das gelang ihnen in der Schweiz, ohne mit der Wimper zu zucken und ohne daß man sich vorher bei ihnen angemeldet hat.

Die ersten fürst Wilow den ungeliebten französischen Gast durch einen würdevollen, von abgemessenen Schmelzbleien freisenden Brief aus Berlin fernzuhalten sich bemühte, fuhr die „kleine Erzählung“, die in Baden zurzeit an der Spitze des Ministeriums des Innern steht, mit dem didaktischen Polizeihinzel drein. Minister Schenkel begnügte sich nicht damit, unsern ausländischen Genossen einen Maulkorb umhängen zu wollen, zur Aufrechterhaltung der „gefährlichen Staatsordnung“ hatte er ein ganzes Heer von Polizisten aufgebaut. Aber auch damit noch nicht genug, wurde in der Konstanzer Kaserne ein ganzes Bataillon Infanterie (drei Kompanien) in Bereitschaft gehalten, um eventuell die preussisch-deutsche „Ordnung“ mit Pulver und Blei, d. h. durch ein Auffassenblutbad à la Petersburg, Warschau, Lodz usw. wieder herzustellen. 300 Soldaten standen am Sonntag unter Gewehr, versehen mit je 25 scharfen Patronen. Seit wann liegt denn Konstanz so

nahe an der russischen Grenze? Auf dem Boden des

aber gründlich zu Schanden gemacht. Sie haben die bodenlose Lächerlichkeit dieser Maßregel dadurch geteilt, daß sie wisse Wänder an die Fahnenstangen hängten, wodurch die roten Fahnen nach Ansicht einer hochweisen badischen Polizei ihre „Staatsgefährlichkeit“ einbüßten. Mit weißen Wändern kann also die Angst unserer um die „öffentliche Ordnung“ so sehr besorgten „Staatsmänner“ gebannt werden. O sancta simplicitas! So blamieren sich unsere preussisch-deutschen Regierungen — aus Furcht vor der Sozialdemokratie. Ja glaubt man denn in diesen Kreisen wirklich daran, daß durch derartig sinn- und zwecklose Polizeimaßnahmen die Sozialdemokratie geschädigt würde? Die Geschichte der preussisch-deutschen Sozialistenbestrafung lehrt das Gegenteil. Wenn man den Polizeihinzel so tollpatschig schwingt, wie das in Konstanz geschehen ist, rebelliert schließlich der zahme Spießer dagegen. Wo und wann hat denn die deutsche oder die badische Sozialdemokratie überhaupt begründeten Anlaß zu solchen „Vorkehrungen“ gegeben? Niemand und zu keiner Zeit.

Wenn diese Schwabenstreiche unserer Regierungen der Sozialdemokratie wirklich Schaden zufügen, können sie schließlich noch, wenn auch nur vom Standpunkt unserer Gegner, begriffen werden. So aber liefern sie uns nur das Wasser auf die Mühlen. Die gesprochene Rede unseres Genossen Jaures hätte für die deutsche Sozialdemokratie niemals den Erfolg gehabt, den jetzt seine gedruckte Rede in Verbindung mit dem unflinigen Wilow'schen Verbot zweifellos haben wird.

Dr. Adler und Greulich, haben, trotz des Verbots von Herrn Schenk, die Reden gehalten, die sie halten wollten. Und wenn sie die Absicht gehabt hätten, die deutsche Politik zu charakterisieren, treffender hätten sie's wahrlich nicht vermocht, als es durch die badische Regierung mit ihren diversen Verboten und Vorkehrungen „zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung“ geschehen ist.

Die badische Regierung hat sich unsterblich lächerlich gemacht. Viel mehr kann man zur Charakteristik deutscher Regierungswelt nicht beitragen. Herr Schenk hat aber noch ein übriges getan. Wir stehen in Baden vor den Landtagswahlen. Der Sozialdemokratie hat es an dem nötigen Agitationsmaterial nicht gefehlt, wir haben beinahe Leberlauf an solchem. Daß die Regierung im Augenblick des Beginns des Wahlkampfes die Schläusen ihres Wasserreservoirs öffnet, um uns Mißbelohnung das Wasser auf unsere Mühlen zu liefern, daran dachten wir allerdings nicht. Es mangelte uns nicht an der nötigen Betriebskraft, ein Leberlauf an solcher ist aber immer besser, als ein Mangel. Insofern haben wir keine Ursache, mit unserm Dank für den neuesten Schwabenstreich der badischen Regierung zurückzuführen. Wenn wir bestimmt wüßten, daß die badische Regierung noch mehr solcher Streiche fähig wäre, so würden wir unsern ganzen Scharsinn aufbieten, um ihr hierzu reichlich Gelegenheit zu geben. Es würde uns dadurch ein gutes Stück Agitationsarbeit erspart. Wir wollen uns die Sache einmal überlegen. Im übrigen auf Wiedersehen in badischen Landtag.

Die internationale Zusammenkunft zu: Etwa 2000 Teilnehmer mochten sich eingefunden haben. Die Behörden hatten ein ungeheures Aufgebot von Gendarmen erstellt und die Schützen begannen mit dem frühesten Morgen. Das Militär durfte nicht aus-

gehen, sondern mußte sich, wie verlautet, in Kriegsberetung stellen. Als man auf dem Festplatz die Rednertribüne mit einem roten Tuch ausschmückte, entfiel großer Unruhe unter den Wächtern des Festplatzes. Die bedrohte Ordnung mußte schließlich durch Anbringung gelber Plakette und weißer Schleißen wieder hergestellt werden. Unsere Genossen Zotschinski, Parlamentsmitglied-Rom, Dr. Viktor Adler-Wien, Nationalrat Greulich-Jülich und August Vebel, Berlin sollten Anreden halten. Es war 11 Uhr. Zotschinski sollte zu den zahlreich erschienenen italienischen Arbeitern reden. Alles in größter Spannung. Da verblühte ein italienischer Parteigenosse seinen Landeleuten folgendes: Parteigenossen, Zotschinski darf vorläufig nicht reden! Das Bezirksamt Konstanz muß erst telegraphisch beim badischen Ministerium die Erlaubnis einholen. (Rundgebungen des Unwillens und Schreies!) Parteigenossen, seid ruhig, ihr seid nicht in der Schweiz, sondern in Deutschland! Nach Verwindung des impotanten Festzuges harte man ungeduldig auf dem Festplatz der Dinge, die da kommen sollten. Um 2 Uhr begrüßt Genosse Krohn-Konstanz die erschienenen Gäste und macht auf die historische Bedeutung des gegenüberliegenden Festplatzes aufmerksam. So wenig wie zu Fußens Zeiten gewöhnt man die Freiheit, denn vom badischen Ministerium ist an das Bezirksamt Konstanz die Befragung ergegangen, daß Reichsausländer unter keinen Umständen sprechen dürfen. (Rauschendes Pfeifen!)

Ran bestieg Genosse Vebel, lebhaft begrüßt, die Tribüne. Von seinen mit atemloser Spannung aufgenommenen und mit jugendlichem Feuer und Temperament vorgetragenen Ausführungen geben wir folgendes wieder: Auch hat Ihnen bereits eine Lebererkrankung mitgeteilt. Das badische Ministerium in Karlsruhe hat erklärt, daß Ausländer nicht sprechen dürfen. (Großes Pfeifen!) Da sonst Ausweisungen erfolgen würden. (Großes Lachen, Pfifff!) Wenn etwas geeignet ist, unsere deutschen politischen Zustände in bengalischer Beleuchtung zu zeigen, so dieser Erlaß. (Sehr richtig!) Es scheint, daß das badische Ministerium um die Barriere des Fürsten Wilow nichtig geworden ist. (Große Heiterkeit!) Es ist auch nicht unmöglich, daß eine solche Stellung von Berlin hierhergekommen ist, wo heute Mittag 12 Uhr Genosse Jaures aus Paris sprechen sollte. Jaures Handlungsweise war so edel, vernünftig und menschlich geartet, wie sie nur sein kann. Sie war doppelt edel von dem Vertreter einer Nation, die dem Verhalten Deutschlands gegenüber oft Klage zu führen hat. Man hätte diesen Mann nicht nur die Zore, sondern auch die Krone öffnen sollen, der als Vertreter Frankreichs kommt, um Frieden und Eintracht zu stiften. Der Erlaß Wilow's zeigt so recht, was keine humanitäre Gesinnung für eine Bedeutung hat. (Sehr richtig!) Er spricht darin von der schändlichsten deutschen Sozialdemokratie. Was zum Teufel geht es den Fürsten Wilow an, was die deutsche und die französische Sozialdemokratie untereinander auszumachen haben. (Stürmischer Beifall.) Jaures hat es mit Aufopferung, Selbstlosigkeit, Liebe und Hingabe in kurzer Zeit dahin gebracht, indem er gemäß den internationalen Beschlüssen handelte, die französische Sozialdemokratie zu einigen. (Sehr Beifall.) Was geht das alles den Strafen, pardon, den Fürsten Wilow an? (Große Heiterkeit!) Die Wölfer haben das Bedürfnis, zusammenzutreten, um selbst über ihre Geschichte zu beraten. (Sehr richtig!) Sie können das besser, als diejenigen, die meinen, sie seien von Gott berufen, um für das Volk das zu tun, was sie für notwendig erachten. (Sehr Beifall.) Die Wölfer Europas sind mürbig geworden und lassen sich nicht mehr wie eine Hammeleber leben von denjenigen, die da glauben, ihre Herrscher zu sein. (Lebhafter Beifall.) Nach Wilow's Meinung wäre durch das Auftreten Jaures die Sozialdemokratie gestärkt worden. Das mußte vermieden werden, Wilow will ein Diplomat sein. Beim Diplomaten ist die Hauptsache, daß er am rechten Orte zu Schweigen verzieht. Ich hätte da um keinen Preis gesagt, daß die Veranstaltung meinen Todfeinden eine Verstärkung bringt, sondern vielleicht durch den Polizeipräsidenten von Berlin den Leuten sagen lassen, daß für Jaures Gefahr besteht, ausgewiesen zu werden. Die Wirkung wäre dieselbe gewesen, aber fürst Wilow hätte sich nicht so blamiert. (Heiterkeit.) Der Erlaß des Fürsten Wilow ist eine der größten Blamagen, die sich nach meiner Kenntnis der

der internationalen Zusammenkunft zu: Etwa 2000 Teilnehmer mochten sich eingefunden haben. Die Behörden hatten ein ungeheures Aufgebot von Gendarmen erstellt und die Schützen begannen mit dem frühesten Morgen. Das Militär durfte nicht aus-

der internationalen Zusammenkunft zu: Etwa 2000 Teilnehmer mochten sich eingefunden haben. Die Behörden hatten ein ungeheures Aufgebot von Gendarmen erstellt und die Schützen begannen mit dem frühesten Morgen. Das Militär durfte nicht aus-

der internationalen Zusammenkunft zu: Etwa 2000 Teilnehmer mochten sich eingefunden haben. Die Behörden hatten ein ungeheures Aufgebot von Gendarmen erstellt und die Schützen begannen mit dem frühesten Morgen. Das Militär durfte nicht aus-

Der Ankenteil.

Roman von Gertrud Franke-Schievelbein.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)
In Lenas schlächter, harter Natur steckte das Gefühl der Ordnung, der Zweckmäßigkeit, des Ernsten. Und ihr ganzes Schaffen ging unbewußt daraufhin, alles um sich her nach diesen inneren Gesetzen einzurichten.

Sie hatte sich in Richards Arm gehängt, und er führte sie durch alle Räume und zeigte ihr die Möbel, die er gekauft hatte, und lobte sie ein wenig bei diesem oder jenem Stück, das er billig nach vielem Suchen erstanden hatte.

Ihre Freude war warm und echt. Sie war so von Herzen zufrieden. Die vornehme, altväterlich-prächtige Umgebung, aus der sie kam, hatte sie nicht vermisst. Sie jubelte über jedes besonders hübsche Stück und brühte in der Küche unter feinen Augen den Tee auf und bereitete den Abendimbiss mit all den neuen Gerichten.

Dann saßen sie zum erstenmal an ihrem Tisch und speisten. Das glänzende Gedächtnis Lene aus der Traube genommen. Ein paar feine Meise von der Hochzeitsstafel fanden sich auch vor. Das Salz fehlte zwar, und sie mußten mit diebischen Mißgeschick den Tee umrühren — aber Lene war doch so traumhaft glücklich zumut, als erlebe sie ein Märchen.

Wolfgang lehnte sich, während sie abräumte, in die Sofaecke zurück und blinnte in die Lampe. Als sie wieder eintrat, sah sie einen Schatten in seinen Augen. Den ganzen Abend, während sie die Schritte ihres jungen Reiches gemustert hatten, waren ihre Gedanken, als habe er wie unter einem leichten Dunst gestanden, gesunken, sich bewegt.

Sie setzte sich zu ihm und schlang die Arme um seine Schulter. Lene wandte er den Kopf und nickte ihr zu. Etwas Trübseliges, Zwiespältiges — Offenes, das sich herauszuringeln möchte aus den Nebeln einer tiefen Verstimmung, lag deutlich auf seinem Gesicht.

„Richard!“ sagte sie voll tiefer, leidenschaftlicher Liebe. So hatte er sie nie gesehen. Sie lächelte ihn aus freiem Antriebe und freute sich ihm leise und ängstlich das Haar. „Richard — das ist nun unser Glück! — Ist dir nicht genug? — Wist du nicht zufrieden?“

Da sprang ihm der Niesel von der Brust. Fort war der letzte Nebelstreif. Das Glück stand sieghaft da, wie die Sonne.

Er überschüttete sie mit Zärtlichkeiten. „Mein Lieb! Mein Alles!“ sammelte er zwischen seinen Armen. „Es kam mir nur so über den Kopf! — Was kann ich dir denn bieten? — Dieses arme-felge Loch! diese Wirtschaft! — Und hier draußen — wie aus der Welt! — Und, Gott, Lene, — das Schlimmste: diese Menschen!“

Sie entzog sich ihm endlich, da er nicht nachließ mit bedauernden, tröstenden Liebesbeweisen. Ihr Haar war zerzaust, ihre Wangen rotgefärbt. Sie sah ihn mit lächelnder Frage an.

„Diese Menschen?“
„Ich begreife nicht, daß du so mit ihnen umzugehen vermagst! Mir wärs nicht möglich!“

„Aber Richard!“
„Und das Kind. Gott, ja, ein ganz liebes Ding! Aber hübsch!“

Sie schüttelte nachdenklich den Kopf. „Ich hab es lieb gehabt in ersten Augenblick. Es hat so etwas unheimlich Schreckendes.“

„Ja, ja,“ murmelte er mit fraglichem Gesicht. „Aber ganz recht. Aber daß das nun unser nächster — ja unser einziger, „Umgang“ sein soll —“

Lene mußte über ihn lachen.
Und dann zog sie ihn an Ohrspalten zu sich heran und flüsterte: „Wir haben ja uns. Was brauchen wir Umgang?“

Drust. Das Heimweh, das Jochen prophezeit hatte, meldete sich.
„Und selbst die niederen Leute: Jochen, die alte „Mutter“, die Stubenmagd mit ihren ledigen Jahren, alles Originale, verflücht und verpackt mit dem alten Eulennetz, wie der Eppes mit dem Bartturn —“

„Ja,“ murmelte sie, „Menschen.“ Und die Tränen stiegen ihr in die Augen. Es hatte einen herbberührenden Abschied von dem alten Hausinventar gegeben.

„Aber hier unten, wir Gesellschaftsmenschen, können nicht so patriarchalisch drunter und drüber leben. Besonders ein Mann! — Na, wahrhaftig, zu gut bin ich mir ja nicht, um mit dem Schuster und der Gemilchfrau zu fraternisieren. Aber —“

Er war ungeduldig aufgesprungen und ging mit großen Schritten durchs Zimmer. Er hatte ein paar sehr harte, energische Bewegungen an sich, die sich oft wiederholten. Wenn er das Taschenbuch aus der Brusttasche zog und sich damit schnell über's Gesicht fuhr, oder wenn er den Kopf auf der Brust zusammennahm, oder mit den Fingern durch sein dazwischen, widerspenstiges Haar strich, das war so ganz er selbst, daß man ihn daran erkennen konnte, von weitem, auch ohne sein Gesicht zu sehen.

Und so, von innerer Erregung getrieben, sprach er noch eine Weile über das Kapitel weiter, während sie still und nachdenklich in ihren Schoß blinnte.

„Vergiß auch nicht, Lene,“ begann er, vor ihr stehen bleibend, „unsere Lage. Wir haben ein Geheimnis zu hüten. Die Steigendberg — und wenn sie ein weißer Kabe wäre unter ihresgleichen — klaffen tut sie doch. Sich mit der Freundschaft der Frau Doktor großhin — ohne Zweifel! Also: Distanz! Halte sie dir vom Leibe! Und vergiß nie die fromme Bitte, die ich dir aufgebunden habe: daß wir schon seit dem Herbst verheiratet wären.“

(Fortsetzung folgt.)

Kleines feuilleton.

Der Kopf des Gerichteten. In Bezug auf das in der geistigen Nummer mitgeteilte Naturbild wird in der „Magdeburger“ geschrieben: Die aus Orleans gerichtete schauerliche Geschichte von dem Kopf des hingerichteten Wörders Banguille, der nach der Hinrichtung noch zweimal die Augen öffnete und den Arzt Dr. Beaurien, der ihn beim Namen gerufen hatte, fest ansah, hat in Frankreich nicht nur in Leuten, sondern auch unter den Medizinern großes Aufsehen erregt und von neuem das Problem des „Leberlebens“ nach der Hinrichtung auf die Tagesordnung gebracht.

Kann der Hingerichtete, nachdem das Messer des Scharfrichters seinen Kopf vom Rumpfe getrennt hat, in seinen Gliedern oder in seinem Kopf noch Empfindungen des „Mittels“ hat diese Frage einem der berühmtesten Pariser Chirurgen, dem Universitätsprofessor Dr. Harlmann, vorgelegt. „Nach dem Tode kann eine Wegbarheit oder, wenn Sie wollen, ein Leben der Gewebe noch fortbestehen,“ erwiderte der Gelehrte. „Es ist doch aber nur von sehr kurzer Dauer?“ — „O, nein, wenigstens bei den Hingerichteten nicht, und Sie werden bald verstehen, warum das so ist. Wenn ein Individuum nach langer Krankheit oder auch nach einem Unfall erliegt, wenn der Tod nicht plötzlich eintritt, so kann man vor dem Erlöschen der Flamme, die das Leben ist, ein langames Sterben seiner Gewebe — wenn ich mich so ausdrücken darf — konstatieren. Der ganze Organismus wird nach und nach vernichtet, so daß in diesem Falle die Fortdauer der Empfindung notwendigerweise begrenzt sein muß. Ein zur Hinrichtung bestimmter wird dagegen in voller Körperkraft und Gesundheit vom Leben zum Tode befördert; seine Gewebe sind nicht durch schließende Krankheit angegriffen, sie sind widerstandsfähig, und das beweisen sie. Wir fällt ein in dieser Hinsicht charakteristischer Versuch ein, den ich einst an einem berühmten Hingerichteten machte. Ich legte den Mann 36 Stunden nach der Hinrichtung und stück mit einer Nadel in einen Nerv des Schenkels; ich konnte sofort eine sehr deutliche wahrnehmbare Zusammenziehung konstatieren. Warum soll es übrigens mit dem Menschen anders sein, als mit gewissen Tieren? Wissen Sie denn nicht, daß die Schlange, der Wal, die Ente, der Frosch, auch nachdem ihnen der Kopf vom Rumpfe getrennt ist, ein Nervleben zeigen? Vor kurzem schnitt ich einem Frosch den Kopf ab und stach nach der „Hinrichtung“ in den rechten Fuß des Tieres; sofort bemerkte ich eine Bewegung des linken Fußes; man hatte — in diesem Falle also mit

